



Timur Vermes

## Die Hungrigen und die Satten

☆☆☆(☆)

Eichborn 2018 · 512 Seiten · 22.00 · 978-3-8479-0660-5

Wer erinnert sich noch an den berühmten Sketch des Komikers Wilhelm Bendow „Auf der Rennbahn“, meisterhaft in Zeichentrick umgesetzt von Lorient? Zumindest der Satz „Ach, ist der Rasen schön grün!“ wird vielen geläufig sein, vielleicht auch noch das beleidigte „Ui, wie gemein!“, als die Hauptfigur als Trottel tituliert wird. Das hat nun nicht wirklich

etwas mit diesem Buch zu tun, obwohl es auch gleichzeitig schmerzhaft und witzig ist. Aber mir ging anfangs auf fast jeder Seite ein „Ui, wie gemein!“ durch den Kopf, weil es so treffend böse ist – und so wenig rücksichtsvoll mit echten Figuren der Zeitgeschichte umgeht. So beginnt das Ganze zumindest.

Drei Stränge finden sich bereits auf den ersten Seiten, die sich mehr und mehr zu einem unlöslichen Zopf verknoten. Da ist ein riesiges afrikanisches Flüchtlingslager südlich der Sahara mit zwei Millionen Bewohnern und einem Protagonisten, der nur „der Flüchtling“ (und später, genauso falsch, „Lionel“) genannt wird. Dann ein deutscher TV-Privatsender mit einer Frontfrau, Nadeche Hackenbusch, die so dumm-naiv wie gutaussehend ist und die ihre Karriere mit einem Special über eben dieses Lager krönen will. Und schließlich bildet eine nachmerkelsche Bundesregierung den dritten Strang, besetzt mit unangenehm realistisch-medikalen Politikertypen, die an allem interessiert sind, nur nicht an der Lösung echter Probleme. Hinzu kommen quotengeile Fernsehmacher, labernde Magazinautorinnen und eine Art afrikanische Mafia.

Ausgangspunkt ist eine vom Hier und Jetzt nur leicht weitergedachte Situation: Europas Grenzen sind dicht, die Mittelmeeranrainer im Süden inklusive der Türkei haben einen Sperrgürtel gelegt, der vielen Europäern noch nicht reicht, weswegen die größten Flüchtlingslager jetzt südlich der Sahara liegen. Die Flüchtlingsmassen werden dort zwar von Blauhelmen beschützt/bewacht, auch mit Lebensmitteln versorgt, in der Hoffnungslosigkeit kommt man aber auf die merkwürdigsten Ideen. Als das deutsche Fernsehteam auftaucht, wird ausgerechnet der „Flüchtling“ als Dolmetscher gecastet, doch aus dem journalistischen Interesse



Nadeches wird ein fast echtes Hilfsbedürfnis – und Liebe zu ihrem Mitarbeiter. Und der will natürlich vor allem raus aus dem Camp, und damit entsteht als Idee des „Flüchtlings“ ein 150.000 Menschen großer Treck, der gemeinsam Europa erreichen will – zu Fuß. Und das Hackenbusch-Team liefert die quotenträchtigen Bilder dazu nach Deutschland. Eingeschoben dazwischen sind immer wieder Artikel eines großen „Frauenmagazins“, die in ihrer hofberichterstattungsähnlichen Flachheit so originell wie originär wirken. Doch das allseits belächelte Unterfangen wird erfolgreicher als gedacht.

Die Geschichte hat Irrsinn und Realismus zugleich, Vermes würde sagen „man wird sehr schnell in die Wirklichkeit zurückgeholt. Und oft sogar in die Realität“ (S. 102) – und solche verquere Äußerungen finden sich häufig, lassen den Leser sich amüsieren oder laut auflachen, bis er bemerkt, dass es Alltagszitate sind, wie sie die Regenbogenpresse am Fließband produziert, ernstgemeint und schwachsinnig zugleich. Und nicht nur die Regenbogenpresse, auch politische Gruppierungen setzen in ihrer Propaganda inzwischen oft auf dieses Niveau und erzielen damit Wirkung, die sich rational nicht erklären lässt. Hier, bei Vermes, bin ich sicher, dass er sich über den Populismus im klaren ist, den auch er manchmal einsetzt, die Vereinfachungen, die Fronten und Typisierungen klarer machen, aber als Satire verstanden werden müssen, wenn sie nicht ihren Vorbildern im Verdummungsgrad entsprechen sollen. Oft enthalten Passagen auch durchaus menschenverachtende Teile, die dennoch authentisch und geläufig aus den „echten“ Medien sind. Das ist keine ganz ungefährliche Gratwanderung, wenn der Empfänger solcher Botschaften sie ernst nimmt, die Doppelbödigkeit missversteht. Aber solche Missverständnisse gab es beim Vorgänger „*Er ist wieder da*“ auch schon, ohne dass ich das als Vorwurf formulieren würde.

Ähnlich wie dort sagt man auch hier am Ende: Natürlich ist die Geschichte fiktiv, aber wäre die Realität so viel anders? Doch je weiter die Geschichte voranschreitet, desto weniger gelingt es mir als Leser, die komödiantische Seite, die anfangs durchaus eine gewichtige Rolle spielte, noch zu erkennen. Gegen Ende ist es in meinen Augen so böse, dass ich mich zum Weiterlesen zwingen musste. Dabei hat es immer noch Realitätsbezug, doch spricht aus jedem Detail ein so hoffnungsloses, deprimierendes Menschenbild, dass es schmerzt und ekelt. So darf man schreiben, selbstverständlich, aber ich mag es dann nicht wertschätzen.

Und der aus dieser Erkenntnis resultierende Schrecken rechtfertigt für mich nicht wirklich die Boshaftigkeit, mit der Vermes einfach zu Ende denkt, was realiter bereits angelegt ist. Ob allerdings letztlich mehr daraus entsteht als die Selbstbestätigung des Bevölkerungsteiles, der sowieso schon auf dieser Ebene dachte, ob irgendein erzieherischer Effekt bei „den Anderen“ entsteht, da habe ich doch Zweifel. Aber dafür kann Timur Vermes wiederum nichts. Satire ist nicht die Medizin, sondern nur Mittel zur schärferen Diagnostik. Wenn jetzt noch jemand das Heilmittel wüsste...